

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Steiner, Jörg  
**Ein Kirschbaum am Pazifischen Ozean**

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-41967-0

SV



Jörg Steiner  
*Ein Kirschbaum am  
Pazifischen Ozean*

Suhrkamp

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

Erste Auflage 2008

ISBN 978-3-518-41967-0

1 2 3 4 – 13 12 11 10 09 08

*Ein Kirschbaum am Pazifischen Ozean*



# I

Schon eine Woche später konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wie das Wetter am 20. September 1996 auf der Reise zum Flughafen gewesen war: wechselhaft vermutlich, unbeständig wie die Erinnerung selbst, die alles in Bewegung setzt.

In der Nacht zuvor hatte unsere Katze eine Viper ins Haus gebracht, und wir mußten die Schlange fangen, bevor sie in der Wärme der Wohnung aus ihrer Kältestarre erwachte.

Wir waren zu spät dran. Nervös.

In unserem Zugabteil roch es intensiv nach Waldpilzen.

Der Stein in Silvias Armband warf einen grünen Schein auf das Heft mit den Kreuzworträtseln unter ihrer Hand.

Jetzt hatten wir auf einmal viel Zeit; aber die Nervosität ging nicht weg. Das Flugzeug sollte um 13.30 Uhr starten. Flugzeit: elf Stunden. Ich hatte die Route auswendig gelernt: Zürich – Stuttgart – Amsterdam – Nordschottland – Grönland – Kanada – Las Vegas – Los Angeles; ganz so, als wäre durch die Beschwörung der Namen eine Abweichung früh genug zu erkennen, um sie korrigieren zu können, noch bevor ein Ton in der Stimme der Stewardess an eine Warnung denken ließe und Gefahr; ein Ton, der macht,

daß nicht mehr die Stimme eines Automaten spricht, sondern ein Mensch.

»Weißt du«, sagte ich zu Silvia, »mir ist eingefallen, daß die Leute am Max-Kade-Institut nicht nur über Literatur mit mir reden möchten. Sie haben schon einige Erfahrungen gemacht mit Schweizer Autoren aus Zürich, aus der Romandie, aus dem Tessin.«

Darauf gab meine Frau eine Antwort oder hatte eine andere Frage, unentschieden, und ich dann auch wieder – und das war der Abschied; einmal mehr ganz unwirklich und mißglückt in einer unerklärlichen Verlegenheit.

Zwischen Himmel und Meer dachte ich, daß die Amerikaner von mir wohl doch auch etwas über die nachrichtenlosen Vermögen, über das Raubgold und über die an der Schweizer Grenze abgewiesenen Flüchtlinge zu erfahren wünschten. Alle namhaften Zeitungen hatten in diesem Jahr davon berichtet, und seit dem 17. August dieses Jahres wurde im Bundesbeschluß der Schweiz auf die Betonung des »Jüdischen« verzichtet und nur noch von Opfern, Raubgut und Zugehörigkeit von Personen und Organisationen zum »Dritten Reich« gesprochen.

Es war nicht auszuschließen, daß einige der Teilnehmer an dem Kurs, den ich anbieten wollte, sich der Gewalt, die Tritt faßt im Marschschritt und alles, was sich ihr in den Weg stellt, vernichtet, nur durch Flucht

und also durch den Verlust ihrer letzten Sicherheiten hatten entziehen können.

In der Schweiz wurden die Berichte der Professoren, die der Wahrheitsfindung dienen sollten, mit kollektivem Vergessen beantwortet und erledigt.

Von 1936 bis 1945 hatte ich die Geschichte der Verschonten am eigenen Leib erfahren. In den Straßen meiner Kindheit blieb von den Anfängen des Krieges nur ein Nachhall der Stimmen im Radio in Erinnerung; ein Schreien, Brüllen und Heulen.

Von allen Geschichten würde ich die allereinfachste erzählen, gelassen und ohne Aufregung: die Geschichte einer Schulklasse, in der immer dieselben zwei Schüler ausgelacht wurden, beim Ballspiel auf dem Hof, im Klassenzimmer und in der Turnhalle. Der eine hieß Georges. Nach dem Krieg zog er mit den Eltern nach Israel, ich weiß genau, in welchem Jahr, ich weiß, wie lange er mir schon fehlt in einer Kameradschaft, die aus Not entstanden ist.

An das Ausgelacht-Werden sollte man sich nicht gewöhnen.

Ich hoffe, daß er sich nie mit der Verachtung abgefunden hat, in keinem Exil und in keiner Heimat.

Und ja, ich könnte den Kursteilnehmern bestätigen, daß sich die amerikanischen Soldaten im Zweiten Weltkrieg anständig verhalten hatten. Sie würden es von mir erwarten.

Ich schlief ein, erwachte wieder und schaute durch die Wolkenpakete hindurch auf den Ozean; der Tag zog sich hin, wir folgten der Sonne.

Bei der Ankunft auf dem Internationalen Flughafen in Los Angeles war immer noch später Nachmittag. Gedehnte Zeit.

Wir wurden in eine Empfangshalle geleitet. Vor den Schaltern der Grenzbeamten hatten sich vier lange, von uniformierten Polizistinnen umkreiste und von Zurufen und Befehlen eingeschüchterte Warteschlangen gebildet, aus denen hin und wieder Leute herausgeholt und weggeführt wurden. Man kann sich vorstellen, daß Grenzbeamte aller Länder leicht zu reizen sind; Wiederholungen, bis alles eingeebnet ist. Daran dachte ich, als nach einer halben Stunde jemand »Next« rief, und »Next« war ich, und so überquerte ich den am Boden aufgemalten blauen Streifen, der die übrige Welt von Amerika trennt.

Ein Mann hinter einem Tisch winkte mich herbei, schaute mich an, lange, nahm dann ruhig meinen Paß an sich und fing an, darin zu blättern.

Ohne aufzuschauen, fragte er schließlich: »Sind Sie privat hier, junger Mann?«

»Ja«, sagte ich, »ich glaube schon; ziemlich privat.«

»Aha«, sagte er, »ich sehe, daß Sie ein Visum als Schriftsteller beantragt haben.«

»Ja«, sagte ich.

Und er: »Was schreiben Sie?«

»Bücher«, sagte ich, »Novellen, Geschichten, alles mögliche.«

»Das ist gut«, sagte er. »Wann, sagten Sie, wollen Sie wieder zurückkehren nach Europa?«

»Im Januar«, sagte ich.

»Nein«, sagte er. »Wissen Sie, ich schreibe auch; Gedichte, spanisch. Ich bin auch ein Poet. Unser Land braucht Poeten. Bleiben Sie hier bis März, das ist ein schöner Monat, der März in Los Angeles. Ich notiere es so in Ihrem Paß. Sie bleiben bis zum 17. März. Bleiben Sie! Viel Glück!«

So empfing mich Amerika an diesem hellen Herbsttag, und erst ein paar Wochen später erfuhr ich, daß alle Inhaber eines gültigen Visums eine Aufenthaltbewilligung für sechs Monate bekommen: alle, ohne Ausnahme, stillschweigend.

Es war einfach nur Freundlichkeit, die den Beamten dazu bewogen hatte, sich mit mir zu unterhalten; es war die Einladung, mich in seinem Land wohl zu fühlen; es war als Ermutigung gedacht.

Vor der Landung, kreisend über Stadt und Meer, tiefer und tiefer, hatte mir der Sitznachbar, der auf der ganzen Reise geschlafen hatte, erklärt, daß man hellwach sein müsse, wenn man sich hier durchschlagen wolle – oder wenn man, so wie er, sich nicht nur durchschlagen, sondern etwas erreichen wolle; ein neues Leben zum Beispiel.

Er saugte an den Zähnen und sagte: »Als erstes gehen Sie in eine Buchhandlung und kaufen sich einen Stadtplan von Los Angeles und Umgebung. Haben Sie gehört? Und Umgebung. Wir sind hier mehr als vierzehn Millionen; mit Umgebung. Sie werden aber keinen passenden Stadtplan finden, es gibt Hunderte von Stadtplänen, aber es gibt keinen passenden. Sie werden ganze Bücher mit Stadtteilplänen finden. Keiner paßt. Das ist das erste, was Sie zu lernen haben. Mit einem Stadtplan können Sie diese Stadt nicht kennenlernen; jeder ist schon überholt, wenn er gedruckt wird. Sie brauchen ihn nur, um das zu begreifen.

Zweitens: Sie mieten einen Wagen, oder besser, Sie kaufen einen auf dem Hof eines Gebrauchtwagenhändlers. Sie können den Preis ein wenig herunterhandeln, aber nicht zu sehr. Mit Autos ist es hier nicht so wie bei Ihnen zu Hause, Autos sind bei uns kein Luxus, den man sich vielleicht leistet. Wer kein Auto hat, kann hier sein Leben nicht verdienen. Danach richten sich auch die Händler. Das, was Sie bekommen, ist seinen Preis wert. Wenn Sie also einen Ferrari für 8000 Dollar nehmen, müssen Sie den Verkäufer nicht mit der Frage nerven, ob das Auto unfallfrei sei. Der Preis spricht zu Ihnen, hier in Los Angeles. Spitzen Sie die Ohren, machen Sie die Augen auf. Mir scheint, entschuldigen Sie, daß Sie ein Grünschnabel sind, trotz Ihres Alters.

Da fällt mir ein: Könnte es sein, daß Sie keinen Führerschein besitzen? In diesem Fall kann ich Sie beruhigen. Sie machen den Schein hier. Das ist überhaupt kein Problem. Einfache Leute schaffen das so gut wie die Stars am Sunset Boulevard. Schwarze, Weiße, Mexikaner, Eingewanderte ohne Schulbildung, Banker, Diebe, Lahme und Blinde: Allen gibt die Behörde den Führerschein. Schwerhörige nehmen einen Freund zur Prüfung mit, der an ihrer Stelle die geflüsterten Zahlen mit lauter Stimme nachspricht. Der Experte lacht vor sich hin, drückt einen Stempel ins Formular, und schon haben Sie bestanden. Alles geht gut, bis Sie einen Unfall verursachen. Danach ist alles weg. Alles! Weg! Aus und vorbei!«

Ebenso unvermittelt, wie er seine Rede begonnen hatte, brach er sie ab, kehrte zurück in sein Schweigen und verschwand darin.

Ich hatte gespürt, wie es sich auf mich übertrug, mich hineinzog wie in eine zunehmende Kälte, und später mußte ich alle Kraft zusammennehmen, um mich und meine Koffer durch die Halle zu schleppen, bis zum Ausgang, bis durchs Tor hindurch. Dann, beim Gehen, fand ich endlich wieder zu mir, in einem leichten Schwindel nach dem Schwächeanfall.

Auf dem Vorplatz kam eine junge Frau auf mich zu. Sie entdeckte mich sofort unter den Reisenden, die geschäftig hin und her rannten, nach Angehörigen Ausschau hielten, Taxis herbeiwinkten.

Mit einer knappen Bewegung reichte sie mir die Hand, sagte ihren Namen: Mirjam.

Sie stellte sich vor als Assistentin des Gastgebers, Professor Renato Sieberg. Er würde mich später am Abend in dem Hotel, zu dem sie mich jetzt brachte, abholen und vermutlich bei Sonnenuntergang zum Essen im zwölften Stockwerk eines Restaurants an der Ocean Avenue einladen.

Sie war eine gute Fahrerin. Ihre konzentrierte Ruhe tat mir wohl.

Nur beiläufig erklärte sie, daß sie an der Universität ihr Abschlußexamen mache. Die Arbeit für den Professor gehöre dazu. Sie würde mich begleiten zu den Treffen im Max-Kade-Institut und in Long Beach. Sie freue sich auf die Lesungen, auf die Gespräche mit den Teilnehmern, auf das Seminar mit mir, dem Swiss Writer-in-Residence.

An der University of Southern California, sagte sie, würden immer noch einige europäische Sprachen gelehrt, es würden Sänger und Theologen ausgebildet, aber auch Regisseure und Schauspieler. Aber die große Aufmerksamkeit gelte zur Zeit Asien und vor allem Japan. Amerikaner seien empfänglich für Wunder, auch wenn es nur Wirtschaftswunder seien.

## II

Das Hotel Cal Mar war wie ein mexikanisches Anwesen um einen Innenhof herum gebaut worden. An weiß gestrichenen Masten neben den Garageboxen flatterten, straff im Wind, die Fahnen vieler Länder. Auf dem Flachdach gingen Arbeiter in weißen Overalls hin und her.

Ein Erdbeben hatte nicht nur auf dem Dach, sondern auch auf dem Innenhof, den Gehwegen und den Treppen Risse und Verwerfungen hinterlassen, geringere Schäden jedoch als am Hochhaus gegenüber, das nicht mehr bewohnt schien und mit leeren Fensterhöhlen daran erinnerte, daß bei einem schweren Beben ein großer Teil Santa Monicas im Meer versinken würde.

Cal Mar, Hotel, Suites, Küchen, geheiztes Schwimmbad, California Avenue, Santa Monica. So lautete jetzt meine Adresse für die nächsten drei Monate: provisorisch nicht nur eines möglichen Erdbebens wegen, sondern vielmehr, weil die ganze Anlage mit den drei wie flüchtig in den Boden gesteckten Fächerpalmen und den in Büschen und Papageienblumen aufblitzenden Kolibris selbst etwas Provisorisches an sich hatte.

Professor Sieberg sagte, er sei einmal seiner Frau auf einer ihrer Spazierfahrten in seinem eigenen Wagen

gefolgt und habe so zufällig dieses Hotel entdeckt. Er habe hier inzwischen schon einige Gäste der Universität untergebracht, alle seien sehr zufrieden gewesen, ja, und seine Frau habe mir auf dem Küchentisch einen Fruchtekorb hingestellt. Im Kühlschrank sei eine Flasche Wein, Sauvignon Blanc, nehme er an. Sie mache das immer so, Früchte und Wein.

Ob er mit mir hinaufkommen wolle, um ein Glas Wein zu trinken, fragte ich ihn.

»Später einmal, an einem anderen Tag«, sagte er. »Jetzt aber gehen wir richtig essen. Mögen Sie Fleisch?«

Daß diese erste Begegnung seltsam gewesen sei, dachte ich am nächsten Morgen, während ich meine Koffer auf dem Sofa im Wohnzimmer auspackte: Kleider, Bücher, Papiere und meine Schreibmaschine, die zierliche Olivetti 22, die Schönheit aus Ivrea in Italien.

Fassungslos entdeckte ich, daß sie auf dem Transport zerstört worden war, mit zerbrochenen Buchstaben, nicht wiedergutzumachen. Totalschaden.

Ich wußte nicht, was ich tun sollte.

Der Verlust machte, daß ich in der Fremde angekommen war als ein Besiegter, als ein Entwaffneter, als ein Geschlagener.

Dies war ein panischer Augenblick, eine Atemnot, aus der nur das tiefste Ausatmen helfen konnte, während der Film im Kopf rückwärts lief und die Olivetti

sich auf wundersame Weise wieder zusammensetzte außerhalb der Wirklichkeit.

Und unvermittelt mit dem Einatmen dann das Aufbäumen, um sich selbst wieder zu spüren und das Nächstliegende anzupacken, sich auf den Weg ins Unbekannte zu machen, um Zigaretten, Milch und Brot zu kaufen.

Beim Gehen sah ich, daß die Behauptung, in Los Angeles könne man sich nur mit dem Auto bewegen, nicht wahr ist. Auf den Gehsteigen und Straßen, unter Palmen, Nadelbäumen und Lichtampeln gab es andere Spaziergänger, es gab Marschierer, Flaneure mit Hunden, Frauen und Kinder, Rollbrettfahrer, Streuner und Jogger.

An der Ecke zur 7. Straße stieß ich auf einen älteren Mann, der gerade dabei war, eine Kartonschachtel aus seinem Wagen zu heben. Ich hielt ihm die Tür auf und fragte ihn, ob es in der Nähe eine Einkaufsmöglichkeit gebe. Sorgfältig stellte er den Karton zwischen uns ab, machte ein paar rasche Schritte von mir weg, blieb stehen, kam langsam zurück und sagte: »Mein Name ist Frank. Wie heißen Sie?«

»Jörg«, sagte ich.

»York«, sagte er, »gut, gut. Brauchst du Geld, York? Einen Dollar vielleicht?« – und er streckte seine Hand aus mit einem Geldschein zwischen Daumen und Zeigefinger. Seine Stimme klang verschwörerisch; aber erst nach weiteren Fragen entschied er sich,

distanzierter jetzt und mißtrauisch, mir zu antworten: Ja, es gebe an der Wilshire Avenue, am Lincoln Park vorbei, am Ende dieser Straße einen Seven-Eleven-Laden, ein kleines Einkaufszentrum, »für Kreditkarteninhaber«, fügte er bei und ließ mich stehen.

Ich sah an mir herunter: graue Hose, Wildlederschuhe. Ich trug eine Jacke und ein schwarzes Hemd; so angezogen, hatte ich auch schon an einer Hochzeit teilgenommen und einen Geburtstag gefeiert. Was also ließ den ersten Einheimischen, mit dem ich sprach, annehmen, er habe es mit einem Bettler zu tun? Die Frisur vielleicht (das Wort paßt nicht zu mir), die Zigarette in der Hand, die fremdartige Sprechweise? Oder doch einfach nur die Tatsache, daß ich zu Fuß unterwegs war, um Lebensmittel einzukaufen, was vermutlich ganz unüblich war, in einer Stadt, in der allein der Preis den Wert der Dinge ausmacht, wie der Mann im Flugzeug gesagt hatte?

Wie unterschied sich die amerikanische Naivität von der europäischen?

Ich mußte aufpassen, daß die Frage nicht zu einer fixen Idee wurde. Er, der Sitznachbar, hatte mir seine Adresse im Gedächtnispark der Veteranen in Culver City gegeben. Die Namen suggerierten mir eine Sehnsucht auf Vorrat, die ihm unbekannt war.

An diesem Morgen lernte ich, wie er geraten hatte, die Stadt ohne Stadtplan kennen, die Tüte mit Eßwaren

im Arm, mit der Wilshire Avenue als Rückzugslinie, um den Weg nach Hause zu finden in das Hotel mit dem beschädigten Innenhof, der von einem Ereignis zeugte, das vor der Gegenwart geschehen war.

Um elf Uhr brach die Sonne durch den Nebel: ein schönes, körperhaftes Spätsommerlicht. Ein von Efeu überwachsener Dinosaurier aus Eisendraht bewachte die verkehrsfreie Promenade in der 3. Straße. Vor einem wohl gerade erst eröffneten Lokal stand ein Polizist. Zwischen den Stühlen und Tischen auf dem Gehsteig eilte eine Kellnerin hin und her. Sie lief nicht, sie rannte nicht, sie hatte sich eine sportliche Gangart ausgesucht; sie war Geherin.

Sie hatte gesehen, daß ich vor der ausgehängten Speisekarte stehengeblieben war, und kam auf mich zu: »Toast mit Butter 1,95 Dollar«, sagte sie, »Kaffee und Zucker und Fruchtsaft inbegriffen, okay, bis um halb zwölf. Ich bin Studentin, verdiene mein Studium selbst, Stundenlohn vier Dollar fünfzig, fünfzehn Prozent Trinkgeld sind üblich.«

Sie hatte mich sogleich als festen Kunden gewonnen. Das Lokal hieß Prager's Restaurant & Ice Cream Parlor. The best Non-Fat Ice Cream in the World.

Der Besitzer sei Wolfgang Prager, sagte sie. Er sei mit seinem Bruder eben erst in die 3. Straße gezogen und habe das Haus umgebaut.

Prager: Den Namen hatte ich einmal an einem Gasthof in Graz gesehen.

Als hätte die Kellnerin meine Gedanken gelesen, sagte sie: »Kommen Sie vielleicht auch aus Österreich?«

Es war nicht schwer, sich in diesem Teil des südwestlichen Los Angeles zurechtzufinden, die kleinen Wege zu gehen auf den Straßen Arizona, Colorado, auf der Promenade zum Zeitungskiosk, zum Markt, zur Post, zur American Express Filiale.

In der 3. Straße gab es auch ein Woolworth-Kaufhaus mit einer Papeterie-Abteilung. Nach Schreibmaschinen, sagte dort einer der Verkäufer, sollte ich mich besser drüben in der Buchhandlung erkundigen.

Die Buchhandlung Barnes & Noble hatte nichts Romantisches, nichts Labyrinthisches oder Verträumtes, sie glich keiner der Buchhandlungen, die wir zu Hause aufsuchen, mit blinden Scheiben an der Eingangstür, mit dem Geruch von Staub und Papier und feuchtem Mauerwerk und mit bis zur Decke reichenden Büchergestellen, aus denen sich, wenn wir geduldig sind, ein graues Männchen löst, herbeischlurft und nach unseren Wünschen fragt.

Hier thronte in ihrem ganzen Glanz über der Ebenholztheke die gewaltige Kaffeebatterie, die Kassen klingelten fröhlich, die neuesten Zeitschriften gingen von Hand zu Hand, und die Bücher, die im Frühjahr erschienen waren, standen jetzt bereits in der Abteilung des Modernen Antiquariats.

Es war aussichtslos, sich nach einer Schreibmaschi-